

Die Frage, die niemand stellte

von Mark Lanvall

**(c) Mark Lanvall
lichtsturm@mark-lanvall.de
www.mark-lanvall.de**

Grafiken: (c) Ive

Alle Rechte vorbehalten

Die Frage, die niemand stellte



Es gab Fragen, die einfach niemand stellte. Wahrscheinlich lag das daran, dass die Antworten oft keine Bedeutung hatten. Manchmal aber hatten sie doch eine und die Menschen dachten nur, dass es anders war. Gregory jedenfalls wunderte sich nicht mehr darüber, dass in all den Jahren nie jemand hatte wissen wollen, was er tat, wenn nicht gerade

Adventszeit war. Welchen Beruf Gregory hatte, wo er wohnte oder wer er wirklich war. Für die meisten war er nur ein Weihnachtsbaumverkäufer, bestenfalls *Gregory*, der Weihnachtsbaumverkäufer. Ein alter Mann im abgewetzten Wollmantel, mit zu kleiner Mütze, buschigen Ohrwärmern und einer viel zu dicken Nase. Sie war rot vor Kälte und wollte irgendwie nicht zu den kleinen, dunklen Augen passen. Jahr für Jahr stand Gregory pünktlich ab dem ersten Dezember am Straßenrand. Ein dünner Gitterzaun schirmte seinen Weihnachtsbaumverkauf von der Fahrbahn ab. Es roch nach Harz, Sägespänen und frischen Nadeln. Dicht an dicht, in Netze verpackt, lagen die Fichten, Tannen und Kiefern übereinander. Ein paar wenige waren offen. Gregory hatte sie in eiserne Ständer gepresst, soweit es eben ging. Denn der Netztrichter, mit dem er vorgeführte Bäume wieder einpacken musste, brauchte reichlich Platz auf seinem Verkaufsstand.

Nicht, dass Gregory allzu viel zu tun gehabt hätte. Dieses Jahr lief das Geschäft nicht so gut. Genauso wie letztes Jahr und in den Jahren davor. Die anderen Verkäufer hatten bessere Ware als er. Und sie verkauften an guten Plätzen in der Stadt und an Einkaufszentren. Dort flimmerte und flackerte es zu dieser Zeit schier überall in Schaufenstern, über den Straßen, bunt und weihnachtlich. Es duftete nach Glühwein und Keksen. Und es wimmelte von Menschen mit Tüten und Taschen, die eilig durch den Schneematsch stapften. Da konnte man viele Bäume für viel Geld verkaufen. Aber hier? An einem Ort fernab von allem Weihnachtlichen, am Rande der Stadt? Dort, wo früher der Sangius-Brunnen stand, den alle so gefürchtet haben?

Seit 148 Wintern war das so mit Gregorys Weihnachtsbaumverkauf. Und noch nie in dieser Zeit hatte jemand die Frage gestellt, die für den alten Mann mit dem abgewetzten Mantel und der dicken Nase so viel bedeutete: Was tat er eigentlich außerhalb der Adventszeit?

„Wir möchten bitte einen Weihnachtsbaum“, sagte die hagere, ältere Dame. Zwei schmale Augen zwinkerten nervös hinter dicken Brillengläsern. Sie zog den lilafarbenen Schal fester um ihren Hals, als würde das ihrem Wunsch Nachdruck verleihen.

„Ach was?“, murmelte Gregory.

„Einen schönen“, fügte ein korpulenter Mann mit Halbglatze und rosigen Backen fröhlich hinzu.

„Fichte, Kiefer, Nordmantanne?“, fragte Gregory pflichtbewusst und wusste augenblicklich, dass dies eine längere Angelegenheit werden würde. Und tatsächlich: Alle Bäume, die er zeigte, waren zu dicht, zu dürr, zu groß, zu klein, zu unförmig, einer sogar zu harzig. Mit dem Versprechen, man

würde sich das über Nacht noch einmal durch den Kopf gehen lassen, verabschiedete sich das Paar nach einer geschlagenen Stunde.

„Aha“, brummte Gregory, hob den Ohrwärmer an und kratzte sich ausgiebig hinter dem linken Ohr. „Das geht ja gut los, dieses Jahr.“

„Nichts!“, blaffte die kratzige Stimme, die aus dem Dickicht kam. Dort, wo die meisten der in Netzen verschnürten Weihnachtsbäume lehnten, leuchteten zwei giftgrüne Augen. Boshaft waren sie. Und sie freuten sich diebisch.



„Was meinst du mit ‚Nichts‘, verfluchter Derwisch?“, polterte Gregory. Wenn es etwas gebracht hätte, dann hätte er mit dem abgesägten Stück Stamm einer Kiefer nach der teuflischen Kreatur geworfen.

„Aber das hatten wir doch besprochen, Gregory: Für dich und in der Vorweihnachtszeit bin ich kein Derwisch, sondern ein Weihnachtswichtel. Das ist viel schöner, viel passender, findest du nicht?“

Gregory ignorierte die letzte Bemerkung.

„Was meinst Du mit ‚Nichts‘?“, wiederholte er.

Der Derwisch kicherte. Noch immer kauerte er zwischen den Zweigen, sodass der alte Mann nur die stechenden Augen sehen konnte. Aber das reichte ihm auch. Er kannte die

Gestalt, jede hässliche Einzelheit. So lange begleitete sie ihn schon durch die Zeit.

„Nichts‘ ist die Antwort auf deine Frage, Gregory. Du tust den Rest des Jahres über nichts. Rein gar nichts. Das liegt natürlich daran, dass du in dieser Zeit *nichts* bist. Es gibt dich gar nicht. Du bist noch nicht einmal tot, sondern einfach nur nicht da.“

Gregory seufzte.

„Als ob ich das nicht wüsste. Seit 148 Jahren lässt du mich für meine Sünde büßen, holst mich Jahr für Jahr ins Leben zurück - für 24 Tage. Dann muss ich wieder gehen, nachdem ich die Freude der Menschen gesehen habe, ihre glänzenden Augen, Behaglichkeit, Liebe ...“

„... Hektik, Stress, unerfüllte Erwartungen. Aber ja. All das, alter Gregory. Die ganze weihnachtliche Bandbreite“, ätzte die kratzige Stimme und kicherte noch einmal.

„Wann hat der Spuk denn nun ein Ende?“, rief Gregory lauter, als er eigentlich wollte.

Mit einem Satz war der Derwisch bei ihm, krallte sich an den Stamm einer Tanne, die neben Gregory und dem Netztrichter stand. Keinen halben Meter war er groß, seine ledrige Haut war fahl und grau, seine dürren Klauen scharf, die spitzen Ohren zitterten vor Hass. Die Stimme, obwohl Gregory sie so gut kannte, jagte ihm einen eisigen Schauer über den Rücken.

„Du glaubst also, du hast genug gebüßt, alter Mann?“, zischte die Kreatur. Gregory spürte den warmen Atem, roch den fauligen Dunst. „Du glaubst, deine Schuld ist beglichen? Das ist sie nicht. Als ob es für deine Tat jemals Vergebung geben könnte! Du wirst weiter leiden, Gregory. Dass du nicht weißt, wann es endet, ob es jemals endet, macht dein Leid nur

umso süßer für mich. Verkaufe Weihnachtsbäume, Gregory! Denn das ist alles, was du hast.“

Gregory kniff die Augen zusammen vor Zorn und vor Verzweiflung. Ein Schluchzen, das er nicht mehr unterdrücken konnte, quälte sich aus seiner Kehle.

„Aber, ich ertrag es nicht. Nicht mehr“, jammerte er und sah die hässliche Gestalt flehend an.

„Umso süßer“, hallte es nach und der Derwisch war verschwunden.

„Was ... Was ertragen Sie nicht?“

Eine junge Frau war gekommen, sah ihn verwirrt und auch ein bisschen ängstlich an. „Mit wem reden Sie?“

Ihr Blick ruhte auf dem Dickicht der Weihnachtsbäume, wo noch ein paar Zweige wippten. Hatte sie den Derwisch gesehen? Aber nein. Die Kreatur war stets zu vorsichtig, zu hinterlistig, um sich den Menschen zu zeigen. Nur Gregory verschonte sie nicht.

„Beizeiten führe ich Selbstgespräche“, antwortete er und versuchte dabei, seine Stimme ruhig klingen zu lassen. „In meinem Alter ...“

Die junge Frau nickte erleichtert. Ihre großen braunen Augen sahen ihn freundlich an. Sie strich sich eine Strähne aus dem Gesicht, die unter ihrer Mütze hervorgequollen war.

„Bitte“, sagte sie. „Ich möchte wieder einen Baum bei Ihnen kaufen. Der letzte war so schön.“

Gregory sah sie fragend an.

„Sie haben bei mir schon einmal einen Baum gekauft?“

„Letztes Jahr. Am Tag vor Weihnachten. Ich bin hier zufällig vorbeigekommen und hatte wenig Zeit. Deshalb habe ich bei Ihnen nach einem Baum gesucht, obwohl ...“

„... obwohl die Auswahl so schlecht war“, ergänzte Gregory und seufzte. Er konnte nur anbieten, was ihm der Derwisch erlaubte.

„Sie haben mir eine kleine Blaufichte gezeigt. Der Stamm war an einer Stelle krumm, die Spitze buschig. An einer Seite war er dicht, an der anderen das Gegenteil. Er kam mir hässlich vor. Aus der Not heraus habe ich ihn trotzdem gekauft.“

Der alte Mann runzelte die Stirn und legte skeptisch den Kopf zur Seite.

„Sagten Sie nicht, ich hätte ihnen einen *schönen* Baum verkauft?“

Die junge Frau lachte. „Aber ja. Kaum hatte ich ihn in meiner Wohnung aufgestellt, sah ich, wie seine Nadeln sattgrün leuchteten. Er passte perfekt in die Ecke, die ich für ihn vorgesehen hatte - als hätten Sie gewusst, wo ich ihn hinstellen würde. Und bis weit ins neue Jahr hinein hat er keine einzige Nadel verloren. Ich habe diesen Baum gemocht. Er war etwas Besonderes.“

„Etwas Besonderes“, wiederholte Gregory. Er war unfähig, etwas anderes zu sagen. Zu sehr hatten ihn die Worte der Frau überrascht. Und dann passierte etwas, das es seit unfassbar langer Zeit nicht mehr gegeben hatte: Er fing an zu lächeln. Erst fühlte es sich falsch an, als wäre es verboten. Aber dann ließ es Gregory zu. Er genoss es sogar.

„Kommen Sie mit! Ich zeige Ihnen, was ich da habe. Vielleicht finden wir auch in diesem Jahr wieder einen Baum für Sie“, sagte er und führte seine Kundin herum. Nur die besten Bäume, die er hatte, zeigte er ihr. Er kramte sie aus dem Dickicht, zerschnitt Netze, schüttelte Blätter und Schnee von den Ästen. Doch kein Baum schien der jungen, netten Frau wirklich zu gefallen.

„Wie ist es mit diesem hier?“, sagte sie plötzlich und holte eine kleinere Tanne hervor, deren Stamm im oberen Viertel derart verästelt war, dass er wie ein Dreizack aussah.

„Er ist ...“. Gregory zögerte.

„... etwas Besonderes“, ergänzte die Frau vergnügt. „Ich will ihn haben. Er ist mir sympathisch. Wer will schon einen perfekten Baum?“

„Na gut“, lachte Gregory, packte die Tanne in ein Netz ein und half der Frau, sie in ihr Auto zu laden. Er machte ihr einen guten Preis und lächelte noch immer, als er die Rücklichter schon längst nicht mehr sehen konnte. Was für eine unerwartete Freude, dachte er.

„Verkaufe Weihnachtsbäume, Gregory! Denn das ist alles, was du hast“, krächzte der Derwisch noch einmal.



Das wird ein Artikel, dachte Lara. Eine Geschichte über einen Weihnachtsbaumverkäufer. So etwas sollte die Leute in der Adventszeit doch interessieren. Denn, wer hatte sich nicht irgendwann schon einmal gefragt, was ein Weihnachtsbaumverkäufer im

Rest des Jahres so macht? Lara wollte der Sache auf den Grund gehen, wollte den Menschen zeigen, wer der nette alte Mann mit seinen besonderen Bäumen wirklich war. Die Idee

war ihr am Morgen gekommen, als sie die Tanne aufgestellt und geschmückt hatte. Perfekt! Der Baum war einfach nur wunderschön, etwas Besonderes. Schon wieder.

„Ein Artikel über einen Weihnachtsbaumverkäufer? Ich weiß nicht ...“

Henry, ihr Redaktionsleiter, kratzte sich an der Glatze - da, wo er noch keine Falten hatte. Dabei sah er sie durch seine Hornbrille an, als hätte sie einen Mülleimer über den Schreibtisch ausgeleert.

„Und an welchen Verkäufer hast du da gedacht?“

Lara beschrieb ihm, wo der Platz war, und erzählte ihm, welches Glück sie dieses Mal und im Jahr davor mit ihren Bäumen hatte.

Henry lachte.

„Du meinst doch nicht den alten Gregory, oder? Der steht da jedes Jahr. Das war schon so, als ich noch ein Kind war.“

„Du kennst ihn?“, fragte Lara nach.

„Ich nicht, nein. Aber meine Großmutter kannte ihn, wenn ich es mir recht überlege. Erstaunlich, dass es den Kerl noch gibt. Er muss sehr alt sein. Und richtig gute Geschäfte macht er da sicher auch nicht - ausgerechnet an diesem Platz.“

„Was meinst du damit?“

Henry lehnte sich mit einem heftigen Quietschen in seinen Schreibtischsessel zurück und winkte ab.

„Ach, die alten Leute. Meine selige Großmutter hat mir erzählt, dass dort früher ein Brunnen war, der Sangius-Brunnen. Einen ‚bösen Ort‘ hat sie den Platz genannt und mir verboten, dorthin zu gehen. Bei vielen hier in der Gegend sitzt der Aberglaube eben tief. Und solange es andere Weihnachtsbaumverkäufer gibt ...“

Lara nickte. Ihr Gespür hatte sie nicht betrogen: Das *war* eine Geschichte. Sicher hatte der alte Weihnachtsbaumverkäufer viel erlebt in all den Jahren. Gutes und Böses. Was bewegte ihn? Was mochte er oder auch nicht? Warum verkaufte er noch immer an diesem Ort? Und was tat er, wenn nicht gerade Adventszeit war?

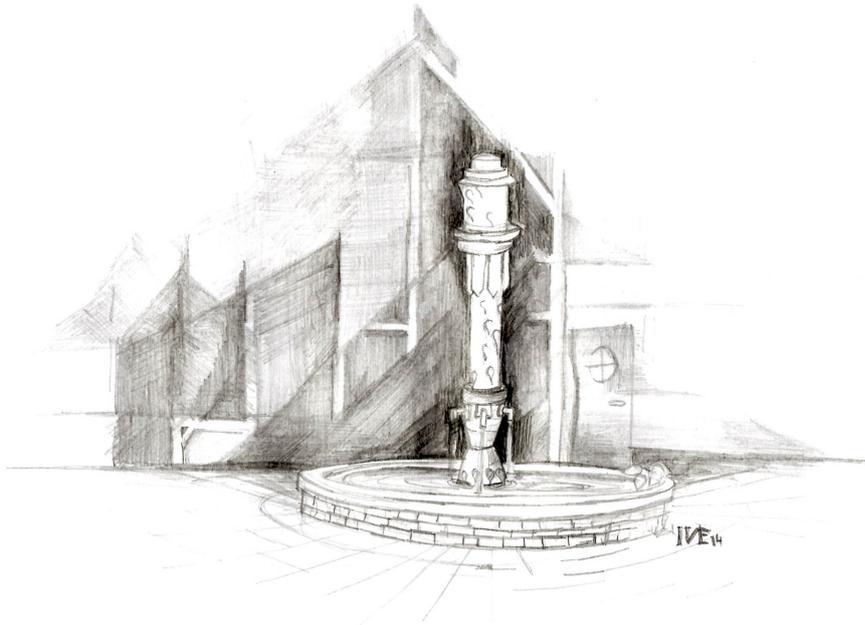
Ohne etwas zu sagen, drehte sich Lara um - in Gedanken schon längst bei ihren Nachforschungen. Es musste doch etwas geben über Gregory und diesen Brunnen. Irgendwas.

„Von mir aus kannst du die Geschichte gerne machen“, rief ihr Henry hinterher. „Falls dich meine Meinung als Redaktionsleiter überhaupt interessiert“, fügte er kopfschüttend und deutlich leiser hinzu. Denn Lara hatte sein Büro schon längst wieder verlassen.

Sie fand ein Schwarzweiß-Foto im Archiv. Es war tief vergraben unter einem Stapel anderer Bilder und Dokumente - in einer der unteren Schubladen. Der Rand war gezackt und gelb, das Papier gewellt. Das Foto zeigte Gregory. Mürrisch stand er neben einem Stapel verpackter Bäume, stützte sich auf einen abgesägten Stamm. Er trug denselben abgewetzten Mantel, den er auch an dem Tag anhatte, an dem Lara ihren Baum gekauft hatte. Seine dicke Nase war rot, seine traurigen Augen klein und schmal. Und er sah auch sonst genauso aus, wie Lara ihn in Erinnerung hatte. Aber trotzdem konnte da gehörig etwas nicht stimmen. Denn dem Datum nach war das Foto vor mehr als 70 Jahren aufgenommen worden. Das konnte nicht sein. Jemand hatte es wohl falsch einsortiert. Lara legte es wieder zurück und schloss die Schublade. Das Archiv der Zeitung brachte sie nicht weiter. Niemand hatte bisher über Gregory etwas geschrieben. Und

auch das Foto, so hatte sie herausgefunden, war nie gedruckt worden.

Lara konzentrierte ihre Nachforschungen nun auf den Sanguis-Brunnen. Einen „bösen Ort“ hatte Henry ihn genannt, einen, vor dem sich seine Großmutter und andere gefürchtet hatten. Und tatsächlich fand Lara in der Stadtbibliothek ein paar Aufzeichnungen darüber und sogar eine Zeichnung: Sie stellte den Brunnen als ungewöhnlich breites, aber unscheinbares Bauwerk dar - mit einer flachen Umrandung aus gehauenen, grauen Steinen. Obwohl er nicht tief war und sein Wasser gut, nutzten die Bürger der Stadt ihn schon im 19. Jahrhundert nicht mehr, so erfuhr Lara. Leitungen hatten die Wasserversorgung der Stadt übernommen. Nach dem Krieg wurde er schließlich zugeschüttet und seine Steine anderswo verwendet. Das war soweit reichlich uninteressant für ihre Geschichte, fand Lara.



Dann aber stieß sie auf ein vielversprechendes Buch. Es war ein alter, dicker Schinken aus dem vorherigen Jahrhundert. Er roch nach altem Papier. Der Einband war speckig und grau, die Ecken abgestoßen. Das Titelbild zeigte sechs Menhire, Hinkelsteine, die inmitten einer Waldlichtung im Kreis angeordnet waren. „Märchen und Mysterien“ stand darunter in dicken Lettern. Der Autor, ein längst verstorbener

ckig und grau, die Ecken abgestoßen. Das Titelbild zeigte sechs Menhire, Hinkelsteine, die inmitten einer Waldlichtung im Kreis angeordnet waren. „Märchen und Mysterien“ stand darunter in dicken Lettern. Der Autor, ein längst verstorbener

Geschichtsprofessor, hatte in dem Buch allerlei Sagen und rätselhafte Geschichten aus diesem Teil des Landes zusammengefasst. Und tatsächlich. Eine davon war mit „Die Tat am Sangius-Brunnen“ überschrieben. Laras Herz schlug schneller. Sollte sie hier etwas über den Aberglauben erfahren, der wohl noch immer Leute davon abhielt, bei Gregory Bäume zu kaufen? Sie setzte sich an einen kleinen Tisch, der in der Bibliothek abseits der vielen vollgestopften Regale stand. Das schleifende Geräusch zerriss die Stille, als sie mit dem schweren Stuhl näher an das Buch heranrückte. Fahles Licht fiel durch eines der hohen, schlanken Fenster - gerade genug, um ohne Lampe auskommen zu können. Dann las Lara:

„Es begab sich eines Wintermorgens im Jahr 1826, dass die Witwe Baskins mit ihren drei Kindern loszog, um Weihnachts-erledigungen in der Stadt zu machen. Viele Monate hatte sie gespart und so war ihre Börse reich gefüllt. Über die Festtage sollten es die Kinder schön haben. Sie sollten satt und glücklich sein. Einen feinen Braten erstand die Witwe, Kuchen und gutes Brot. Doch als sie, um Geschenke und Tand zu kaufen, in den Krämerladen kam, sah sie, dass all die Waren um ein Vielfaches teurer geworden waren. Der Händler, ein brumm-bäriger Mann, der erst im Jahr davor den Laden gekauft hatte, wollte sein Geschäft mit der Adventszeit machen. Und da er der einzige Krämer im Ort war, fluchten viele Leute zwar, aber griffen dennoch tief in ihre Börse. Nicht so die Witwe Baskins. Sie stritt mit dem Händler, nannte ihn einen Halsabschneider. Schließlich drohte sie ihm, sie würde noch am selben Tag den Wagen anspannen und im Nachbarort groß einkaufen - für sich und alle anderen Menschen, denen sein Wucher ein Graus sei. Und tatsächlich: Das tat die Witwe

Baskins. Der Händler war außer sich vor Zorn. Und er hatte Angst. Was, wenn die Witwe ihren Plan in die Tat umsetzte? Würden die Leute dann noch bei ihm einkaufen? Würde er weiter so viel Geld verdienen können? Er beschloss, die Baskins zur Rede zu stellen, ihr zu drohen. Am Sangius-Brunnen lauerte der Händler ihr auf, als sie und ihre Kinder aus dem Nachbarort zurückkamen, den Wagen vollbepackt mit schönen Dingen.

Was dann geschah, weiß niemand genau zu sagen. Doch vieles deutet daraufhin, dass es zu einem heftigen Streit gab, der ein böses Ende nahm. Denn am Tag nach dem vierten Advent fand man sie im Brunnen: Die Witwe und die drei Kleinen. Grausam zugerichtet waren ihre Körper und voller Blut. Eine Mordtat, die in jener Zeit ihresgleichen suchte und den ganzen Landstrich in ihren Bann zog. Schutzpolizisten und Freiwillige durchkämmten die Gegend nach dem Krämer, dessen Name Gregory Brooks war. Doch nach der grausigen Tat hat ihn niemand mehr gesehen. Manche glaubten, er sei in ein fernes Land geflohen. Andere erzählten, die Witwe habe ihn bei ihren letzten Atemzügen verflucht. Als Geist sei er verdammt, am Sangius-Brunnen zu verweilen, um arglose Wanderer heimzusuchen.“

Lara fröstelte. Sie klappte das Buch zu und schlang ihre Arme eng um die Schultern. War es so kalt geworden in der Stadtbibliothek? Oder lag es an dieser Geschichte? Sie ging Lara nahe, sie machte ihr Angst. Zwar glaubte sie nicht an Geister. Und trotzdem: Gregory Brooks, der mörderische Krämer. Gregory, der mürrische alte Weihnachtsbaumverkäufer. Das alte Foto. Einzelne Gedanken verbanden sich in ihrem Kopf zu einer unfassbaren Idee. Sie fragte sich allmählich, ob ... Aber nein. Das war nicht gut. Überhaupt nicht gut. Sie sollte sich

ein anderes Thema für eine Weihnachtsgeschichte suchen - und einen anderen Weihnachtsbaum. Vielleicht, dachte Lara, gab es ja Fragen, die besser niemand stellte.

Leseprobe aus „Lichtsturm - Die weiße Festung“

Was sind schon 2000 Jahre für ein Volk, das seine Kraft aus dem Licht schöpft?

Seit Ende 2013 ist mein Fantasy-Thriller „Lichtsturm - Die weiße Festung“ auf dem Markt - als eBook und via Amazon auch als Taschenbuch. Anfang 2015 erscheint der zweite Teil.

„Lichtsturm“ erzählt die Geschichte des Keltenhäuptlings Kellen, den die Albin Larinil vor dem Tod rettet und mit in ihre wundervolle, aber auch erbarmungslose Welt nimmt. Zwischen den Mauern einer gewaltigen Bergfestung muss Kellen entscheiden, welchen Platz er im brutalen Spiel uralter Mächte einnimmt.

Und es ist die Geschichte von Ben, einem gescheiterten Adelsspross, den die dramatischen Ereignisse der alten Zeit in der Gegenwart einholen. Sein verkorkstes Leben endet, als Ben aufhört, ein Mensch zu sein. Gejagt von einem Unbekannten macht er sich auf die Suche nach Antworten.

Zwei Leseproben aus dem ersten Buch hänge ich an - für die, die Lust auf mehr bekommen haben.

Viel Spaß dabei wünscht

Mark Lanvall

www.mark-lanvall.de

(..)

Seine Worte gingen fast unter in dem Gedröhne, das sich von der Bergseite her auf sie herabwälzte. Mal glich es dem wütenden Schreien eines Raubtieres, das schon bald darauf in einem tiefen dumpfen Grollen aufging. Und es kam näher.

Der Motorradfahrer kehrte zurück. Falsch. Es waren zwei. Bens Sinne unterschieden deutlich zwischen zwei Maschinen. Sie waren stark und schnell. Und etwas sagte Ben, dass sie nicht zum Spaß hier waren.

„Oh verdammt“, schimpfte Maus lautstark. „Kann man hier nicht mal in aller Ruhe seinen besten Kumpel zur Schnecke machen?“

Ben schob sein Fahrrad auf das schmale Bankett, das den Weg von einer steil abfallenden Wiese trennte. Und er war erleichtert, als er sah, dass Maus und Viktoria dasselbe taten. Gegen die schweren Maschinen konnten sie nicht gewinnen, so sehr sie sich auch über sie ärgerten.

Die beiden roten Motorräder verschwanden für einen Moment hinter einem Ensemble aus spitzen Felsnadeln, um die sich die Serpentine schlängelte. Dann, auf einer Geraden, die direkt auf die drei Radfahrer zu führte, gaben sie Gas. Die Motoren heulten auf und es sah aus, als würden sie sie rammen wollen. Etwas stimmte hier ganz und gar nicht. Ben rief Maus und Viktoria zu, dass sie auf die Wiese ausweichen sollten, aber die beiden hörten ihn nicht. Jetzt fehlten nur noch Sekunden, bis die beiden Motorräder bei ihnen sein würden. Ben nahm seine Sonnenbrille ab und steckte sie in die Hosentasche. Er hatte das Gefühl, seine Freunde beschützen zu müssen. Bloß: Er hatte keine Ahnung, wie das gehen sollte.

Die Motorräder rasten auf sie zu. Mattschwarze Visiere fixierten sie. Ben kamen die beiden unecht vor. Sie waren seelenlos, mechanisch, steril. Da war kein Staub, keine Aufnäher, keine Aufkleber - als hätten Motorräder, Lederjacken und Helme eben erst die Fabrik verlassen, in der sie produziert worden waren.

Ben war bereit, sich notfalls den Rängen hinabzustürzen. Aber dann, kaum einen Meter vor dem Vorderreifen seines Rades, schwenkten die beiden ein und fuhren dicht mit quiet-schenden Reifen an Ben, Viktoria und Maus vorbei.

Klack!

Bens Gehör filterte das Geräusch aus dem Lärm heraus. Es bedeutete tödliche Gefahr. Irgendwie wusste er das. Sein Blick suchte die Stelle, woher es gekommen war. Nah, es war nah. Sehr nah. An seinem Fahrrad, nur knapp oberhalb der Pedale haftete eine handtellergroße schwarze Scheibe. Alles verlangsamte sich. In Zeitlupe entfernten sich die beiden Motorradfahrer. Einer sah sich noch einmal nach ihm um. Ben hörte seinen Herzschlag. Unbändige Kraft drängte aus seinem Inneren nach außen, schien ihn zerreißen zu wollen. Ben sträubte sich, aber das war sinnlos. Diese Kraft war zu stark, um sie zu unterdrücken. Er musste sie beherrschen. Ja, das war es. Er musste sie lenken, sie nutzen. Und schon spürte er sie in seinen Armen, seinen Beinen, seinem Kopf. Weg! Nur weg! Die Scheibe bringt den Tod! Ben packte den Rahmen seines Rades, riss es herum und schleuderte es mit aller Kraft talwärts. Die Ruhe und die Klarheit, mit der er den langen Flug seines Rades verfolgte, überraschte ihn. Er konnte spüren, was nun geschehen würde, und auch, wann es geschehen würde. Jetzt! In einer gleißenden Fontäne aus Licht zerriss die Explosion das Rad, noch bevor es auf dem

Boden aufschlagen konnte. Sie trennte Nähte, brach Schrauben, zerfetzte Ketten und Reifen. Die Einzelteile stoben davon, wurden zu Geschossen, die tief in die Erde drangen oder am Ende ihrer langen Flugbahn ins Gras stürzten. Ben wich einem Stück Kette aus, das nah an seiner Schläfe vorbeiflog. Die eine Hälfte seiner zerborstenen Lenkstange folgte trudelnd in kurzem Abstand. Bens rechte Hand schnellte vor und packte den noch intakten Griff. Eine Waffe!, schoss es ihm durch den Kopf. Und keine schlechte. Die Kanten der Bruchstelle waren messerscharf. Er würde damit töten können. Ben erschrak. Er hatte noch niemals getötet. Er hatte sich noch niemals verteidigen müssen. Und doch kam es ihm auf einmal völlig normal vor - als ginge es darum, den Müll rauszubringen oder den Hof zu kehren.

Ben drehte sich zu Viktoria und Maus um. Die beiden kauerten geduckt am Rand des Wegs. Ihre aufgerissenen Augen verrieten, dass sie nicht begriffen, was hier geschah.

Ein weiterer Knall! Etwas sirrte mit gewaltiger Geschwindigkeit an Bens Ellbogen vorbei und versengte ein paar der feinen Härchen auf seiner Haut. Einen Herzschlag darauf schlug die Kugel in Viktorias Helm.

(...)

Der Pfeil lag gut auf dem Bogen. Anwindar hatte ihn sorgfältig ausgewählt. Es war nicht irgendein Pfeil. Es war einer von denen, die der Schütze stets mit sich nahm und für besondere Schüsse aufhob. Ein Meisterwerk. Anwindar hatte ihn selbst aus dem Ast einer Fichte geformt, der besonders leicht und gerade war. Das Gewicht hatte sich vollkommen ebenemäßig über den Schaft verteilt. Er war geschaffen für die vollkommene Flugbahn. Drei sorgsam angebrachte weiße

Gänsefedern - leicht schräg zur Längsachse angeordnet - sollten den Meisterpfeil in Drehung versetzen und seinen Flug festigen. Und natürlich war auch dieses Geschoss über und über mit dem silbrigen Lack aus Schiefer überzogen, so wie es bei den Elvan jal'Iniai seit Jahrhunderten Brauch war, um die Macht des Lichts zu ehren. Anwindar verdrängte den Gedanken daran, dass der dunkle Stein, der anstelle der Eisenspitze aufgesteckt war, das Gebot der Vollkommenheit verhöhnste. Dafür war es jetzt zu spät. Er hatte eine Entscheidung getroffen und nun sollte es in seinem Geist nur noch Raum für den vollkommenen Schuss geben. Der Zeitpunkt war gekommen. 300 Pferdelängen unter ihm wälzte sich das Heer der Gorgoils durch das Tal - eine lärmende, wabernde Masse aus dunklen Leibern. Der Schnee würde als reinigende Macht in sie hineinfahren und vernichten, was gar nicht hätte da sein dürfen. Dieser Gedanke gefiel ihm besser. Er atmete tief ein. Die Strömungen der Luft nahmen für ihn Konturen an - ebenso wie der fallende Regen. Der Weg des Pfeils zeichnete sich in dem Wirrwarr klarer und klarer ab. In einem gewölbten Bogen spannte er sich über das Firmament und mündete direkt in das todbringende Schneebrett. Anwindar zog an der aus Flachs gedrehten Sehne seines Langbogens. Auch die Waffe war so nahe am Zustand der Vollkommenheit, wie sie es nur sein konnte. Geschaffen aus feinstem Eibenholz. Für den Bogenrücken hatte er das helle Splintholz aus den äußeren Ringen des Stamms verwendet, für den Bauch das alte und dunkle Kernholz aus dem Inneren, das in der Lage war größtem Druck standzuhalten. Und das musste es auch. Denn selbst in gespanntem Zustand überragte der Bogen den Alben um gut einen Kopf. Die beiden Enden waren zum Bogenrücken hin gebogen, so dass die

Sehne, die daran befestigt war, zusätzliche Kraft auf den Pfeil bringen konnte. Anwindar spürte diese Kraft. Sie drängte danach, entfesselt zu werden. Der Pfeil wollte fliegen. Jetzt! Das Geschoss schnellte davon. Anwindars Augen folgte der Flugbahn. War Magie im Spiel? Die meisten anderen Bogenschützen glaubten daran. Denn wie sonst war es möglich, dass Anwindars Pfeile selbst über weite Entfernungen nahezu immer ihr Ziel fanden. Der Meisterschütze selbst war sich darüber nicht im Klaren. Er beschwor beim Schießen niemals die Macht des Lichts. Allerdings ließ er seinen Geist bei weiten Schüssen stets den Flug des Pfeils begleiten. Ob er damit tatsächlich noch etwas ausrichten konnte, wusste er nicht. Aber er tat es, weil er den Pfeil und die Aufgabe, die er ihm aufgetragen hatte, ehren wollte.

Das Geschoss verschwand im tiefen Weiß, gerade zwei Handbreit von der Stelle entfernt, die Anwindar vorher ausgesucht hatte. Er hatte das Schneebrett getroffen. Was weiter geschah, lag nun nicht mehr in seiner Macht. Er war zufrieden und ließ sich wieder auf den Boden sinken. Diese Kreise im Staub. Noch waren sie nicht vollkommen.

(...)